

Liebe Gemeinde,

vor einigen Jahren lag die Mutter einer Freundin im Sterben. Sie hatte Krebs. War aus dem Krankenhaus entlassen worden, durfte nach Hause, damit sie ihre letzten Tage dort verbringen konnte. Sie bekam Schmerzmittel. Die Ärzte hatten alles getan, was man noch tun konnte. Meine Freundin trug es scheinbar gefasst. Ich fragte sie, wie es ihr geht. Die Beziehung zu ihrer Mutter war nicht immer einfach gewesen. Ich fragte sie, ob sie sich schon verabschiedet habe. Sie sagte, sie haben noch über einiges gesprochen, soweit das noch ging. Aber verabschieden wollte sie sich nicht. Sie betete dafür, dass Gott sie heilt. Sie glaubt, dass Gott das kann.

Ich sagte erst einmal nichts. Ich war erstaunt und besorgt. Ich glaube, dass Gott heilen kann. Warum nicht auch Krebs im Endstadium! Aber was, wenn er es nicht tut? Was, wenn die Mutter in dieser Nacht stirbt und sie hat die Chance verpasst, sich zu verabschieden? Was, wenn ihr Gebet nicht erhört wird – was macht das mit ihrem Glaube?

Unser Predigttext spricht von so einer Gebetsbitte, die von Jesus ein handfestes Wunder erbittet – im festen Glauben, dass er das kann: Matthäus 8,5–13.

Gerade kommt Jesus in Kapernaum an und schon spricht der römische Hauptmann bei ihm vor. Wir wissen nicht, wie er von Jesus erfahren hat und vor allem, was er bisher von ihm gehört hat. Aber sein Vertrauen ist groß. Sein Vertrauen in Jesus scheint fast grenzenlos: Sein Diener liegt gelähmt und voller Schmerzen danieder. Als guter Dienstherr ist er besorgt, will alles tun, was in seiner Macht steht, damit es ihm besser geht. Er selbst kann ihn nicht heilen und wir können vermuten, dass er es bei Ärzten auch schon versucht hat. Also macht er sich auf zu dem, in dessen Macht es jetzt noch liegt: Jesus, der Kranke heilt – sogar solche, die weit entfernt darnieder liegen.

Er eilt zu Jesus, aufrecht steht er vor ihm – selbstbewusst sieht er aus und völlig sicher in seinem Anliegen. Eigentlich spricht er seine Bitte noch nicht einmal wörtlich aus, er sagt nur: „⁶ »**Herr, mein Diener liegt gelähmt zu Hause. Er hat furchtbare Schmerzen!**«“ Allein in der Anrede „Herr“ steckt alles drin: Ein römischer Hauptmann redet keinen umherziehenden Juden mit „Herr“ an. Doch er tut es und er legt seine Bitte und sein Vertrauen in dieses eine Wort: „Herr, ich weiß, du kannst ihn heilen. Ich bitte dich darum.“ Und er hat Erfolg mit

seiner Bitte, Jesus will kommen und seinen Diener gesund machen. Seine unausgesprochene Bitte wird gewährt, doch er widerspricht: „**Herr! Ich bin es nicht wert, dass du mein Haus betrittst! Aber sprich nur ein Wort, und mein Diener wird gesund!**⁹ Denn auch bei mir ist es so, dass ich Befehlen gehorchen muss. Und ich selbst habe Soldaten, die mir unterstehen. Wenn ich zu einem sage: ›Geh!‹, dann geht er. Und wenn ich zu einem anderen sage: ›Komm!‹, dann kommt er. Und wenn ich zu meinem Diener sage: ›Tu das!‹, dann tut er es.«“

Wer von uns hätte das getan? Um Heilung bitten und dann die angebotene Art der Hilfe zurückweisen ... Ich denke, ich hätte zugegriffen. Auch wenn ich weiß, dass es ihm Mühe machen würde oder zu anderen Unannehmlichkeiten führen wird. Ich hätte zugegriffen, um die Chance auf Heilung zu ergreifen – vielleicht weil ich weiß, dass die Chance klein ist und man danach greifen muss. Der Hauptmann aber antwortet Jesus wieder mit dem gleichen Wort: „Herr“. Voller Respekt und mit noch mehr Vertrauen. Es ist der Jesus, der Aussätzig berührt. Aussätzig, die ihn nach jüdischen Vorschriften genauso unrein machen wie das Betreten des Hauses eines Nichtjuden. Es ist der Jesus, der darüber predigt, dass nicht das uns unrein macht, was uns von außen berührt, sondern allein das, was aus uns selbst herauskommt. Jesus hat seine ganz eigene Auffassung von rein und unrein und doch hält ihn der Hauptmann zurück – er will ihm das nicht zumuten, wo es doch nicht nötig ist. Er kann den Diener doch heilen allein durch sein Wort: „**Aber sprich nur ein Wort, und mein Diener wird gesund!**⁹ Denn auch bei mir ist es so, dass ich Befehlen gehorchen muss.“

„**Als Jesus das hörte, staunte er. Er sagte zu den Leuten, die ihm gefolgt waren: »Amen, das sage ich euch: Bei niemandem in Israel habe ich so einen Glauben gefunden!«**“ Die Bibel erzählt uns – im Alten wie im Neuen Testament – immer wieder Geschichten von Menschen großen Glaubens. Und immer wieder sind es solche, von denen wir es nicht erwartet haben. Selbst Jesus lässt sich immer wieder vom Vertrauen von Menschen überraschen. Das Leid, dass Menschen um Wunder bitten lässt, macht sie oft genug kämpferisch. Abraham verhandelt mit Gott um die Rettung von Sodom und Gomorrha. Oder erinnern Sie sich an die syro-phönizische Mutter, die um Heilung für ihre Tochter bittet. Sie lässt sich nicht abweisen – nicht einmal von Jesus. Lieber vergleicht sie sich selbst

mit den Hunden unter dem Tisch, die doch wenigstens die Brotkrumen bekommen, die vom Tisch fallen, als aufzugeben.

Das Vertrauen, der absolute Glaube, dass Jesus heilen kann, gibt einer ausländischen Frau den Mut, sich von Jesus nicht abweisen zu lassen. Das gleiche Vertrauen lässt den Hauptmann sagen: „Sprich nur ein Wort!“ Ihr Glaube ist so groß und beharrlich, dass er selbst Jesus verwundert und so gewährt er ihnen ihre Bitte – er heilt die Tochter, er heilt den Diener über die Entfernung hinweg, allein mit seinem Wort.

Diese Erzählungen wollen uns Mut machen. Sie wollen uns aufrichten, wenn wir keine Hoffnung mehr sehen. – Und doch sind sie auch gefährlich, wenn wir sie nur als Wundergeschichten lesen. Denn es sind nicht zuerst Erzählungen über Jesus Wunder ... davon gibt es viele andere, die uns von Jesus Wunderkraft erzählen wollen. Es sind Geschichten über den menschlichen Glauben: Die Geschichte vom Hauptmann erzählt uns, wie ein römischer Mann, der von Jesus wenig zu erwarten hat, aufbricht, ihn anspricht als „Herr“, von ihm alles erwartet und dann wartet – er wartet mit den Worten „Sprich nur ein Wort!“

Eine Wundergeschichte erzählt uns, wie und warum Jesus heilt. Eine Glaubensgeschichte erzählt uns zuerst von dem Menschen, der sich aufmacht, sein Anliegen voller Vertrauen zu Jesus bringt und dann wartet.

Die syro-phönizische Mutter diskutiert mit Jesus, der Hauptmann wehrt sogar Jesu erstes Angebot ab und doch wissen beide, dass es nicht in ihrer Macht steht, das Wunder zu erzwingen. Dass sie es trotz allem nur von ihm erhoffen können. Dass es sein Wort ist und bleibt, das heilt – und eben nicht unser Glaube.

Als meine Freundin vor mir stand, die für die Wunderheilung ihrer todkranken Mutter betete, war ich besorgt. Was passiert, wenn Gott ihre Bitte nicht erfüllt? Wird es ihren Glauben und ihr Vertrauen in ihn schmälern. Wird es ihren Glauben gar ins Wanken bringen? Ich habe so etwas schon gesehen und gehört: „Wir haben gebetet, doch es hat nichts geholfen.“ In diesem Satz steckt so viel Hilflosigkeit und ein Stück schwankender Glaube.

Aber der Moment des glaubenden Vertrauens ist nicht der Moment, in dem Jesus den Kranken heilt. Das ist es doch auch nicht, was wir auf dem Bild sehen. Die Geschichte erzählt uns nicht zuerst von der Heilung und dem Aufstehen des Dieners. Sondern sie erzählt uns von dem aufrechten Stehen des Hauptmanns vor

Jesus. Sie erzählt uns davon, dass er ihn mit „HERR“ anspricht und in dieses eine Wort allen Respekt und alle Erwartungen legt. Und dann erzählt uns die Geschichte vom römischen Hauptmann noch ein Zweites: „Sprich nur ein Wort!“ Es ist und bleibt das Wort Jesus, das heilt. Nicht mein Glaube, mein Vertrauen in ihn und sei das noch so groß!

Es bleibt sein Wort! Meine Freundin hat voller Euphorie und Glaube für die Heilung ihrer Mutter gebetet hat. Und wir sollen ja vertrauensvoll zu Gott kommen – wir dürfen ihn um alles bitten. Er hört unser Gebet. Und er antwortet. Doch wie er antwortet, liegt allein in seiner Entscheidung! Es bleibt sein Wort, das heilt.

Wir haben uns dann hingesetzt und gemeinsam gebetet. Wir sind zu IHM gekommen, haben unseren Glauben vor ihm ausgesprochen und unserem Gott gesagt, dass wir seine Entscheidung und sein Handeln erwarten. Sie wirkte danach ruhiger, auch ein Stück ernster und dann ist sie nach Hause gegangen zu ihrer Mutter – in dem festen Glauben, dass Gott alles kann, aber es seine Entscheidung bleibt. Sie ist gestorben, am Ostersonntagmorgen. Unser Gott hat in diesem Fall entschieden, der Tochter etwas zu schenken: nicht die Heilung ihrer Mutter, aber die Festigung ihres Glaubens – statt ihren Glauben zu erschüttern, weil das Wunder ausgeblieben ist, hat er ihr Vertrauen gestärkt durch die Erinnerung daran, dass er alles kann – doch es stets sein Wort bleibt. Unabhängig von meinem Glauben!